

[...]

## Kapitel V Kriegsende in der Heimat und Gefangenschaft

Ab Jahresende 1944 schreibe ich nun wieder in Erinnerung. Es ist heute der 11. März 1981.

Es vergeht der Sommer 1944. Man hört, daß die deutschen Truppen immer rückwärts gehen und an Boden verlieren. Wir stecken die Köpfe zusammen und sagen: „Was wird denn wohl dieser Krieg für ein Ende nehmen.“

Ich kam dann nach Furth im Wald. Dort wurde die Mädchenschule als Lazarett eingerichtet. Ich durfte dann und wann in Wochenend-Urlaub nach Hause fahren. Ich wurde später nochmals verlegt nach Ränkam ins Schulhaus. Inzwischen war es soweit. Die deutschen Truppen verloren immer mehr an Boden, die Russen drängten nach. Die Amerikaner und die Engländer setzten über den Kanal, konnten an der Küste in Frankreich Fuß fassen. Die deutsche Abwehr war groß, aber man konnte es nicht bezwingen und aufhalten. Die Amerikaner und die Engländer führten von England herüber schwere Bombenangriffe auf die deutschen Städte. Wir hörten von Nürnberg her das Donnern der Bomben, Explosionen, und bei uns klirrten noch die Fensterscheiben. Nun drängten unsere Feinde nach Deutschland herein. Man hörte, die Russen sind schon in Würzburg, Nürnberg, Amberg.

Nun kam unser Arzt am Vormittag angerannt in unser Lazarettzimmer und sagte oder schrie: „Alle raus aus den Betten!“ Ein jeder stellte sich vor sein Bett. Er sagte: „Sie, Sie, Sie“ – auch ich -, „ihr macht's euch fertig und geht in den Ort hinunter. Da ist eine Bekleidungskammer eingerichtet, da werdet ihr neu eingekleidet. Und dann geht ihr mit unseren Soldaten nach dem Süden, und dort müßt ihr euch dem Feind stellen.“ Ich machte mich fertig und bin mit meinem kleinen Kofferl zur Hintertür aus dem Schulhaus hinaus, durch den Ort und gegen Osten dem Wald zu. Ich kam in Lixenried an und überquerte außerhalb die Hauptstraße, kam nach Ried, strebte wieder dem Wald zu und steuerte den Roßhof an. Auf halber Höhe erreichte ich wieder die Hauptstraße, und schon fuhren zwei Pkw-Autos mit Offizieren heran, hielten an und fragten mich, ob denn die Straße von Waldmünchen nach Furth im Wald noch vom Feind frei wäre. Ich sagte: „ja, da fahren unsere Fahrzeuge und bewegen sich deutsche Soldaten.“ Sie fuhren wieder weiter, und ich konnte auch wieder weitergehen, denn man hat ja die versprengten Soldaten schon immer wieder zusammengefangen und gruppiert, um sie wieder dem Feind entgegenzustellen. Ich erreichte die Höhe am Roßhof, dort hörte man wilde Schießerei, etwa 20 km entfernt in der Nähe von Cham. Ich konnte mich mit einem älteren Mann unterhalten, der wußte, daß die Amerikaner schon in Schönthal wären. Ich erreichte dann Geigant, meinen Heimatort, und war zu Hause.

Meine Frau, meine Schwägerin, unser kleiner Sohn Schorsch, noch nicht fünf Jahre alt, konnten mir erzählen, wie es zugeht im Ort. Es wurden Panzersperren errichtet, und man hörte, daß die Amerikaner kommen. Ein Aufklärer flog über unseren Ort, der den eventuellen Widerstand, Panzersperren und so weiter erkunden mußte. In kurzer Zeit ging's schon los, Geigant wird mit Artillerie beschossen. Unser Ortspfarrer rennt herbei und hißt eine weiße Fahne auf dem Kirchturm. Die Beschießung hört auf, denn das Aufklärer-Flugzeug hat das wieder erkundet. Nach kurzem tauchen auf der Höhe etwa 400 m vor unserem Ort die Amerikaner auf. Sie melden sich an, indem sie mit dem Maschinengewehr unseren Ort beschießen. Sie fahren langsam an unseren Ort heran. Nun da die Panzersperren, bestehend aus Baumstämmen, etwa 30 bis 40 cm dick, 6 m lang, quer über die Straße liegend, etwa 1,50 m hoch. Links und rechts waren dicke Stämme senkrecht in den Boden eingegraben, damit dieser Wall den eventuellen Panzern standhalten könnte. Links und rechts die Häuser. Die Amerikaner machen da nun ein wenig Geschrei, und es kommen auch schon eine Menge mutiger Frauen herbei, und mit vereinten Kräften zog man die Baumstämmen zur Seite. Die wenigen Männer, die noch im Ort gewesen wären, da ließ sich

keiner sehen, auch ich nicht. Nun fahren die Amis durch den Ort. Sie fahren wieder zurück etwa einen km nach Beckenhöhle. Dort übernachteten sie.

Am frühen Morgen waren sie nun wieder da. Sie unterrichteten den Bürgermeister, und der rannte durch die Ortsstraßen, alle Männer mußten sich im Schulhof versammeln. Ich zögerte natürlich, dort hinzugehen. Meine Frau sagte: „Schau, da gehen schon wieder welche von den Männern heim. Du mußt doch auch hingehen.“ ich sagte: „Die nehmen mich mit, wenn ich hingeh.“ Nun also doch, ich ging hin. Man mußte Ausweise vorzeigen, Wehrpaß/Soldbuch, Arbeitsbuch. Manche konnten ein Arbeitsbuch vorzeigen. Die durften wieder heimgehen. Ich konnte nur das Soldbuch vorzeigen (das hat man als Soldat bei sich), ich mußte zum dableibenden Haufen hin. Man hat uns auf einen Lastwagen hinauf, wir fuhren los. An unserem Haus vorbei winkte ich meinen Lieben noch zu, nach Katzbach. Wir wurden abgeladen und bewacht. Man holte aus anderen Orten noch die Männer herbei, und dann fuhr der Lastwagen voller Männer (stehend) etwa 30 km weit nach Heinrichskirchen. Dort hat man uns in eine Scheune hinein, die ich kannte. Dadurch wußte ich auch, wo wir jetzt waren. Denn diese Scheune hatte ich Jahre früher, als ich Zimmermann lernte, angeschaut, als selbe in Bau war. Sie hatte eine besondere Konstruktion und Bauweise. Unten waren die Stallungen, obenauf die Scheune als Hallenkonstruktion. Wir mußten in die Scheune hinauf über eine Obereinfahrt. Da standen vor dem Tor drei SS-Männer im Stillstehen. Es hat sich halt vielleicht einer ein wenig gerührt, und sie wurden ins Gesicht geschlagen. Ich dachte: „Nun, da geht’s schon lustig zu“.

Wir bevölkerten nun diese Scheune drei Tage. Immer kamen welche dazu. Der Bauer, dem der Betrieb gehörte, kam immer wieder herauf und sagte: „Geh, Männer, laßt’s ma wieder a Heu vortun, daß ich doch meine Kühe und Rinder wieder füttern kann.“ Wir waren da drei Tage, es gab nichts zu essen und zu trinken. Einige von uns, auch ich, konnten sich ein wenig Weizen- und Kornkörner mit der Hand auf dem Boden zusammenwischen. Und so hatten wir ein wenig was im Joppensack und konnten ein wenig kauen und beißen daran.

Dann um Mitternacht hat man uns bei Scheinwerferlicht auf einen Lastwagen hinauf und etwa 30 km weit nach Chamerau gefahren. Kamen dort wieder in eine Scheune hinein. Am nächsten Vormittag bekamen wir Verpflegung, eine Ein-Mann-Packung, bestehend aus etwas Zwieback, Fleisch, Kartoffeln, und auch mal wieder ein Wasser. Dann mußten wir wieder auf’s Auto hinauf, fuhren in die Nähe der nächsten Stadt Cham. Dort hatte man auf einer sehr nassen Wiese ein Behelfslager für Gefangene errichtet. Von dort kamen noch welche zu uns, es standen uns 70 Mann auf dem Auto. Dann fuhren wir über Nürnberg hinaus nach Langenzenn. Dort war an einem Berghang ein größeres Auffanglager errichtet, mit Drahtzaun umgeben. Man jagte uns da hinein. Über einen Lautsprecher lachten uns dann die Amis aus und sagten: „So, jetzt seid ihr da, ihr Lausbuben. Mit euren Karabinern habt ihr auf unsere Flugzeuge geschlossen.“ Es kamen auch ein Schwung (deutsche) Offiziere. Unsere Landser schimpften über den Zaun hinaus: „Gelt, jetzt seid ihr auch da, ihr Hammeln!“, und vieles andere. Sie kamen abseits von uns; es wird ihnen schon besser gegangen haben als uns.

Das war Anfang Mai 1945. Es gab nun jeden Tag Verpflegung, das bekannt gewordene amerikanische Ein-Mann-Packerl mit Zwieback, Fleisch, Kartoffeln, und dazu auch Wasser. Das Verpflegungsfassen spielte sich so ab: In der Mitte des Camp waren Stangen in Brusthöhe, und es waren immer wieder auch Gänge, wie wenn man durch eine Tür ginge. Und da mußten wir alle hinauf über diese Stangen. Dann mußten unsere Landser die Ein-Mann-Packerl-Kisten vom Auto herholen, und bei so einem Durchgang wurde dann einem jeden von uns ein Packerl ausgehändigt beim Durchgehen. Wenn dann so eine Kiste leer war, durfte diese ein Landser mitnehmen und damit ein Feuerl machen. Nun war bei uns auch mal ein Kamerad dran zum Packerlausteilen. Er wartete mit dem Weggeben der Kiste, bis ich kam. Er ließ zwei Packerl drin und gab sie mir mit. Wenn das die Amis kontrolliert hätten, ob noch was drin ist, die hätten mich geschlagen nach Strich und Faden, wie man es

bei anderen sehen konnte. Aber der Hunger und noch ein wenig Soldatenmut, man riskiert was.

Anfang Mai war es bei Nacht noch ganz schön kalt. Man fing an, zusammenzustehen wie die Schafe. Es bildeten sich größere Rudel, man konnte sich gegenseitig wärmen. Man fing zu schlafen an, das Rudel kam ins Wanken, und es möchte gleich einer dem anderen die Füße weggetreten haben. Man trachtete, das man wieder weiter hinauskam, was nicht immer so leicht gelang. Draußen war es dann wieder kalt, und man stellte sich wieder hin zu dem Rudel.

Es fing bald an, daß welche durchdrehten. Sie ließen sich nicht mehr beruhigen, rannten zum Zaun, kamen auch hinüber und rannten weg. Es wurde ihnen nachgeschossen, bis sie liegenblieben. Dann kam der Sani-Wagen, und fort ging's mit ihnen. Einer meiner besten Kameraden in Rußland ist auch über den Zaun. Er hat den Spuk zwar überlebt, aber schon wenige Jahre nach dem Krieg ist er gestorben. Dieser Spuk dauerte in Langenzenn etwa 10 Tage. Mir tat es in diesen Tagen so weh in der Brust, wie ich es in meinem Leben noch nicht erlebt hatte. Die deutsche Wehrmacht, man mußte Ehrfurcht haben davor, und jetzt dieses Elend, wenn man gar nichts mehr ist, wenn man keinen Stock mehr hat geschweige denn ein Gewehr, und wenn man hinnehmen muß, daß man ein Gefangener ist.

Nach etwa zehn Tagen wurden wir wieder auf die Lastwagen geladen. Auf einem Wagen zählte ein Ami etwa 70 Mann ab, wobei er beim Abzählen einen jeden ganz schön auf den Kopf schlug, so daß sich die Landser niederknieten. Ich schaute mich um, ob doch auch meine Kameraden mitkämen, und so kam ich nicht gleich weg. Nun haute man mich links und rechts ins Gesicht, daß mir die Funken vor den Augen flogen, und fort mit mir und auf's Auto hinauf. Seitdem mag ich keinen Amerikaner mehr.

Wir wurden dann nach Würzburg gefahren, am Bahnhofsgelände abgeladen. Es heißt, wir müßten warten, bis ein Zug komme, auf den wir verladen werden sollten. Auf dem Bahnhofsgelände konnten wir uns ein wenig bewegen, es war ein kleines Gehölz da. Es regnete Tag und Nacht. Es haute mich auch noch hin, so daß mir der Dreck in die Ärmel hineinrann. Wir bekamen auch wieder ein wenig Verpflegung. In der zweiten Nacht kam dann der Zug, bei Scheinwerferlicht mußten wir in die Güterwaggons hinein. Glücklicherweise kam ich dann doch noch in einen Waggon hinein, der überdacht war.

Wir kamen nach Bad Kreuznach. Es formierte sich ein langer Zug, wir wandelten die Straße entlang, mehrere Kilometer, den anderen Berhang hinunter, so daß wir die Stadt nicht mehr sahen. Vielmehr sahen wir ein endloses Gefangenenlager mit hohem Zaun und in Camps abgeteilt. Bei diesem Wandel auf der Straße hatten die Amis nichts besseres zu tun, als unseren Landsern die Wertsachen abzunehmen. Einen Ami habe ich gesehen, der eine Gasmaskenbüchse voll Uhren und Fingerringen gehabt hat. Sie gaben ein wenig Zigaretten her dafür.

Wir kamen an, ein größeres Tor tat sich auf. Die Amis hatten die Bajonette auf das Gewehr gesetzt. Damit schlugen sie über unsere Rücken ein, und hinein mit uns durch das Tor. Da lagen nun acht tote Soldaten quer, so voll Dreck, daß man gar nicht gleich erkannte, was das sei, und mancher von uns stolperte schwer darüber.

Nun waren wir da, uns selbst überlassen. Unsere ehemaligen Feldwebel übernahmen die Einteilung in Hundertschaften, sorgten für Platz und Ordnung. Wenn einer glaubte, er brauche nicht Folge zu leisten, wurde er nach Strich und Faden geschlagen. Am Ende des Camps war entlang des ganzen Camps ein etwa 1 m breiter und 3 m tiefer Graben ausgehoben, eine Stange drauf. Das war das Klo. Dort mußten wir alle, die in diesem Camp waren, hingehen. Wehe, wenn einer erwischt oder gemeldet wurde, der glaubte, er könnte woanders hinschießen. Der wurde geschlagen mit dem Stock oder dem Gummiknüppel. Nicht jeden Tag bekamen wir das bekannt gewordene Ami-Ein-Mann-Paketerl an

Verpflegung. Nach einigen Tagen kam dann auch das Wasser in unser Camp. In größeren Rohren wurde es vom nächsten Fluß (der Nahe), stark gechlort, herübergepumpt. Unsere Landser, zumal die jüngeren, die sofften gleich einen Feldkessel voll. Wir älteren sagten: „Da bekommt ihr die Ruhr, da seid ihr hin!“ Aber diese Warnungen nutzten wenig.

Man hörte dann, daß eine Feld-Bäckerei aufgestellt wurde. Nach etwa zwei Wochen bekamen wir zu Pfingsten ein Stückchen Weißbrot, so groß wie ein Zündholzschächtelchen. Und das war wohl gut. Man brachte dann mehrere Kochkessel in unser Camp. Sie wurden aufgestellt, ein Zelt wurde gebaut, ein Zaun drumherum gemacht. Köche mußten sich melden, und es wurde gekocht. Es wurden gute Suppen gekocht, aber es gab halt wenig, weil unserer so viele waren. Ein Mann mußte für eine Zehner-Mannschaft die Suppe holen. Es gab dann auch eine Scheibe Brot. Als unsere Köche anfangen zu kochen, warfen sie die Konservendosen über den Zaun. Ich schaute auch, daß ich eine erwischte. Gekochte Kartoffelschalen warfen sie auch über den Zaun, und wir hungrigen Teufel sammelten selbe schön auf und in unsere Büchse rein. Man teilte mit seinen Kameraden, wer etwas davon wollte. Es wurden auch welche gesucht, die mit Arbeiten in der Küche vertraut waren. Diese haben dann natürlich auch was mit herausgebracht aus der Küche, Fleisch, Brot, Kisten zum Feuermachen. Ein paar Kumpels haben dann ihre Zeltplanen zusammengeknüpft, damit das Zelt größer wurde. Man machte Feuer, es wurde gebraten, es roch gut. Das ging nicht lange gut. Das Zelt wurde gestürmt, und es entstand eine Schlägerei, so daß eine ganze Woge in Bewegung kam. Die Amis schossen von ihren Wachttürmen aus in diese Woge. Verwundete, Tote trug man hinaus, und es wurde wieder ruhig. Dasselbe war es als aus Bad Kreuznach Leute kamen und Brotlaibe über den Zaun warfen. Dann schlug einer dem anderen den Laib aus der Hand, aus den Armen. Es entwickelte sich wieder eine Schlägerei. In eine ganze Woge schossen die Ami wieder hinein, damit Ruhe wurde.

Es wurde auch ein größeres Zelt errichtet, wo man Kranke unter Dach und auf den Boden legen konnte. Sanitäter kümmerten sich um selbe. Vor dieses Zelt hat man dann einen Eimer voll Bohnenkaffeesatz gestellt mit einem Löffel darin. Der Kaffeesatz sollte helfen gegen die Ruhrkrankheit, und wer glaubte, er hätte was im Bauch, der sollte oder konnte davon essen. Ich beobachtete das ein wenig. Als ich dann ein wenig alleine war, aß ich auch von dem Zeug und habe den Löffel mitgenommen. Ich konnte dann aus meiner Konservendose mit dem Löffel essen, und ich hatte mich schon bereichert, denn vorher mußte man aus der Blechbüchse trinken. Dieses Krankenzelt beobachtete ich dann ringsum öfter. Wenn es abends zu regnen anfang, stellte ich mich außen ans Zelt. Man hockte sich nieder, man versuchte, hineinzukommen. Aber auch schon grollte einer entgegen. Trotz alledem gelang es mir öfter, hineinzukriechen, und ich war die Nacht trocken und warm. Einmal kam ich neben einen Toten, der hat nicht mehr gegrollt. Und wieder einmal wurde der Sani laut; da mußte ich ausreißen.

Dann wurden Arbeitskommandos zusammengestellt. Die fuhren mit in die Stadt, um Verpflegung herbeischaffen zu helfen. Es gibt ja so viele Arbeiten, wenn so viele Menschen da sind. Man hat ja geredet, es wären Hunderttausende da. Diese Arbeitskommandos haben extra essenfassen können, natürlich entsprechend mehr. Da waren eine Menge Schüsselchen. Ich beobachtete das, ich nahm auch ein Schüsselchen, stellte mich an, und es gelang mir: Ich bekam auch die schöne Suppe. Ein zweites Mal gelang es mir nicht mehr; sie erkannten, daß ich nicht bei ihrem Kommando war, und ich mußte ausreißen.

Man sah immer wieder, wie Tote aus dem Camp hinausgetragen und fortgeschafft wurden. Es gab soviel Ruhrkrankheit (Durchfall). So mancher saß auf der Latrine, kam vor Mattigkeit nicht mehr hoch, fiel in den 3 m tiefen Graben. Kein Mensch hat diese armen Teufel wieder herausgeholt. Bei trockener Nacht lag man am Boden, einer neben dem anderen, um sich etwas wärmen zu können. Der Muri Fritz hat seinen Mantel mit mir geteilt. Aber mir hat man meinen Krankenstock weggenommen. Ich hielt dann die nächsten Nächte Ausschau und habe mir auch wieder einen geholt oder geklaut. Es gab öfters Schießereien bei Nacht. Man hörte sagen, daß so mancher unter dem Zaun sich durchgegraben hätte – mit

Konservendosen war das möglich – und dann das Weite suchte. Die Amis leuchteten mit den Scheinwerfern immer wieder die Außengegend ab, und wenn sie was merkten, wurde geschossen von ihren Beobachtungstürmen aus.

Wir wurden auch durchgeschleust und mußten alle Sachen, die wir noch hatten, in die Kiste legen. Meine Taschenuhr habe ich in mir so versteckt, daß man selbe nicht so leicht fand. Einen Metall-Meterstab hatte ich bei mir, den hat man mir gelassen.

Als ich in Gefangenschaft kam, hatte ich doch noch zwei 10 cm lange Wunden am linken Unterschenkel, weil die Wade von einem Granatsplitter durchschlagen worden war. Ich verband diese Wunden immer wieder mit der gleichen dreckigen Binde, und es ist nichts passiert. Denn die Waden wurden ja so dünn, so klein, so dürr. Dieses wenige Essen doch! Und so heilten diese Wunden ohne weiteres zu, obwohl selbe mir wiederholte Male aufgebrochen sind und mir viel Schwierigkeiten machten.

In unserem Camp habe ich auch einen General gesehen. Für ihn war ein Zelt aufgebaut. Ob mehrere darin untergebracht waren, das habe ich nicht erfahren.

Nun nach sieben Wochen heißt es, die Entlassungen gehen an, Thüringer sind zuerst dran. Es war auch schon ein Behelfsbüro errichtet. Dort mußten selbe ein Papier ausfüllen von ihrer Herkunft und so weiter. Ich glaube, die aus den östlichen Ländern waren zuerst dran und auch die Landwirte und Berufstätigen. Die Bayern mußten immer wieder zurückstehen. Endlich waren auch wir dran, ein Papier auszufüllen. Inzwischen hatte man mit Lastwagen Berge von Bekleidung herangeschafft, aller Art, aus Wehrmachtsbeständen. Wir wurden durchgeschleust, man mußte sagen, was man brauchte: Socken, Weste, Hose, Stiefel oder Filzstiefel. Mir gelang es zweimal durchzugehen, was ich eben von anderen auch gesehen habe. Ich hatte dann zwei Pullover, alles neu, zwei Paar Socken, zwei Paar Filzstiefel, eine Hose. Ein Paar Filzstiefel habe ich noch eingetauscht für Bohnenkaffee, den ich mir zusammengespart hatte. Jetzt hatte ich drei Paar Filzstiefel, zwei Pullover. Nun hieß es, wir werden durchgeschleust und man muß vorzeigen, was man hat. Jetzt: Was machen? Liegenlassen kann man nichts, weil es einem der andere klaut. Nun habe ich einen Pullover vertauscht für eine Joppe. Dann fiel mir ein, meine zwei Paar Filzstiefel gebe ich meinen nächsten Kameraden, die bringen's dann schon durch. Und ich habe nichts mehr weggegeben. Bei Nacht habe ich dann die Joppe angezogen, damit ich wärmer liege am Boden. Nun waren in der Joppe Läuse, die mich erfaßten und zu krabbeln angingen. Ich warf die Joppe über den Zaun. Ich fand einen Draht und schnürte mein Bündel zusammen. Wir wurden dann nicht durchgeschleust, und eines Tages, es war der 4. Juli 1945, hieß es: „Pakt zusammen, es geht hinaus ins Freie.“ Einer hat immer wieder gesungen: „Ein Märchen geht zu Ende, es war ja so schön.“

Das waren die Amerikaner. Wir kamen gerade noch rechtzeitig hinaus, denn man hat später gehört, daß dieses Lager bald die Franzosen übernommen haben, und die haben viele nach Frankreich transportiert. Sie wurden dort noch ein Jahr zur Arbeit eingesetzt. Als wir nach dem Lager zum Bahnhof tippelten, hat man einen Hügel gesehen, den Lastwagen hinauffahren mit blutiger, zerrissener Soldatenbekleidung. Man kippte selbe in eine Grube, wo sie verbrannt wurde. Woher dies kam wußte man nicht.

Wir Oberpfälzer strebten dann dem Bahnhof zu, wo schon ein Zug bereitstand. Es hieß, in einen Wagen kommen 70 Mann hinein, und dort ist auch für 70 Mann das bekannt gewordene Ami-Ein-Mann-Packerl Verpflegung und eine Kanne Wasser. Wir waren im Waggon, es war geschafft. Wir aßen unser Packerl und tranken Wasser. Wir fuhren nach Regensburg, wir stiegen aus, und da hörten wir noch, daß es im letzten Waggon einen Mann zerrissen hätte. Da waren nämlich nur noch 30 Mann, aber für 70 Mann Verpflegung und der hätte da doch zu viel gegessen.

In Regensburg bekamen wir beim Metzger, beim Bäcker ein wenig zu essen. Wir trieben einen Lastwagen auf, der uns nach Rötz mitnahm. In Rötz fanden wir einen Rahnerbräu-Lastwagen. Der mußte uns Waldmünchen zu fahren, denn es wurde schon Nacht. In Kritzenast stiegen unser fünf bis sechs ab, und zu Fuß ging's nach Albernhof. Wir klopfen beim Schneiderhasn ans Fenster, der brachte uns einen Weidling voll Milch. Dann ging's weiter nach Rannersdorf. Vom Gebertn war einer bei uns, der nahm uns zu ihnen mit hinein. Wir bekamen noch ein Geselchtes und Bier. Dann ging's weiter über Zillendorf nach Geigant. Wir gingen auseinander, jeder suchte sein Heimathaus. Ich klopfte bei uns, meine Frau hat es bald erfaßt, daß ich es wäre. Sie riß auch meine Schwägerin und unseren Buben (5 Jahre alt) aus den Federn, und wir hatten alle miteinander große Freude, daß ich wieder da war.

Das war das Ende von bald sechs Jahren Soldatenspielen und neun Wochen Gefangenschaft. Letzteres war nicht viel, da andere ein Jahr und länger in Frankreich, England und Amerika bleiben mußten, und in Rußland gar bis drei und vier Jahre. Nun, daheim wurde diese Zeit gar nichts geschaffen. Die bald sechs Kriegsjahre arbeitete das deutsche Volk fieberhaft nur an seiner eigenen Vernichtung. Auch die vielen schönen Städte waren arg verwüstet und durch Bomben zerstört worden. Man hat dieses Deutschland noch geteilt. Ein Teil ist russisches Gebiet, der andere Teil amerikanisches, französisches und englisches Territorium. Nach drei Jahren war das Geld vollkommen wertlos. Nun waren es zehn Jahre, und das deutsche Volk stand vor einem Nichts. Es mußte neu angefangen werden, und das war das Ende eines verlorenen Krieges.

Ich weiß heute, daß im Polen-Feldzug acht Millionen Menschen das Leben lassen mußten. Ebenfalls sind acht Millionen Deutsche kaputtgegangen. In Rußland sollen 20 Millionen draufgegangen sein. Dann sind noch die Italiener und die Balkan-Staaten und die westlichen Länder. Soviel ich weiß, soll alles in allem dieser 2. Weltkrieg 1939 bis 1945 an die 70 Millionen das Leben gekostet haben.

gezeichnet von Kärtner Georg, 8491 Geigant No. 29, den 15. März 1981, geb. 19. Oktober 1907.